

HARLAN COBEN
Kein böser Traum

Buch

»Kleine Ursache, große Wirkung«: Wie grausam wahr diese lapidare Redensart sein kann, erfährt Grace Lawson, glücklich verheiratete Mutter zweier Kinder, am eigenen Leib, als ihr ein mysteriöses Foto in die Hände fällt. Sie könnte schwören, dass auf dieser vielleicht zwanzig Jahre alten Aufnahme auch ihr Mann Jack zu sehen ist. Aber warum leugnet Jack dies, nur um kurz darauf spurlos zu verschwinden? Und warum ist das Gesicht einer jungen Frau auf dem Bild durchgestrichen? Die Minuten und Stunden verrinnen, und es wird immer deutlicher, dass die Lösung dieser Rätsel – und die Rettung ihres Mannes – ein dramatischer Wettlauf mit der Zeit ist. Graces Verzweiflung steigt, als sich herauskristallisiert, dass der Schlüssel für die Gegenwart in der Vergangenheit liegt, in einem traumatischen Erlebnis, das sich Grace aber nur in ihren Albträumen erschließt ...

Autor

Harlan Coben wurde 1962 in New Jersey geboren. Nach seinem Studium der Politikwissenschaft arbeitete er in der Tourismusbranche, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Seine Werke wurden bislang in über zwanzig Sprachen übersetzt. Harlan Coben wurde als erster Autor mit allen drei wichtigen amerikanischen Krimipreisen ausgezeichnet, dem »Edgar Award«, dem »Shamus Award« und dem »Anthony Award«. Er lebt mit seiner Frau und seinen Kindern in New Jersey. Weitere Titel des Autors sind bei Goldmann in Vorbereitung.

Von Harlan Coben außerdem bei Goldmann lieferbar:

Kein Lebenszeichen. Roman (45688)

Kein Sterbenswort. Roman (45251)

Keine zweite Chance. Roman (45689)

Harlan Coben

Kein
böser Traum

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christine Frauendorf-Mössel

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Just One Look« bei Dutton,
a member of the Penguin Group (USA) Inc., New York

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Die Personen, Orte,
Ereignisse und Dialoge entstammen der Fantasie des Autors.
Jegliche Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen,
lebenden oder toten Personen ist rein zufällig.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe März 2006

Copyright © der Originalausgabe 2004 by Harlan Coben

All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: zefa/Schroll

Redaktion: Sigrun Zühlke

An · Herstellung: Str.

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

eISBN 978-3-641-08438-7

www.goldmann-verlag.de

*Dieses Buch ist Jack Armstrong gewidmet,
denn er gehört zu den Guten.*

»Babe, give me your best memory,
But it don't equal pale ink.«

Adaption eines chinesischen Sprichworts
(*Auch das beste Gedächtnis kann blasseste Tinte nicht ersetzen*)
für den Song »Pale Ink« von der Jimmy-X-Band.
(Text und Copyright by James Xavier Farmington.)

Scott Duncan saß dem Killer Auge in Auge gegenüber.

In dem fensterlosen, gewitterwolkengrauen Raum lastete verlegene Stille, jenes gespannte Verharren unter Fremden, wenn keiner weiß, wie die Musik spielen wird und welcher Tanz beginnt. Scott eröffnete versuchsweise mit einem neutralen Nicken. Der Killer, ziemlich auffällig in orangeroter Anstaltskleidung, fixierte ihn ausdruckslos. Scott verschränkte die Hände und legte sie auf den Metalltisch. Der Killer – die Polizeiakte wies ihn als Monte Scanlon aus, wobei man sicher ausschließen konnte, dass dies sein richtiger Name war – hätte es ihm ohne Fußketten und Handschellen möglicherweise gleichgetan.

Warum, fragte sich Scott zum wiederholten Mal, bin ich eigentlich hier?

Als Staatsanwalt war er ausschließlich für Korruption in der Politik zuständig gewesen – eine florierende Schattenwirtschaft in seinem Heimatstaat New Jersey –, bis dann vor drei Stunden dieser Monte Scanlon, ein Henkersknecht wie kaum ein zweiter, unverhofft sein langes Schweigen gebrochen und als Erstes eine Bedingung gestellt hatte.

In der Tat: eine Bedingung.

Ein Vier-Augen-Gespräch mit dem stellvertretenden Staatsanwalt Scott Duncan.

Aus einer ganzen Reihe von Gründen ein ungewöhnlicher Vorgang. Erstens war ein Killer kaum in der Position, Bedingungen zu stellen. Zweitens war Scott ihm nie zuvor begegnet, noch hatte er von Monte Scanlon auch nur gehört.

Scott beendete das Schweigen. »Sie wollten mit mir reden?«

»Richtig.«

Scott nickte und wartete auf mehr. Es kam nichts. »Und? Was kann ich für Sie tun?«

Monte Scanlon starrte ihn weiter unverwandt an. »Wissen Sie, weshalb ich hier bin?«

Scott sah sich im Raum um. Abgesehen von Scanlon und seiner Person waren vier Leute anwesend. Linda Morgan, die Bundesstaatsanwältin, lehnte betont lässig an der Wand. Hinter dem Häftling standen zwei Muskelprotze, geklonte Schränke in Wärteruniform. Scott kannte die aufgeblasenen Typen, hatte die heitere Abgeklärtheit erlebt, mit der sie ihren Job erledigten. Heute allerdings, angesichts dieses mit Fußbeisen und Handfesseln ruhig gestellten Häftlings, waren sogar sie nervös. Scanlons Anwalt, vom Typ »Wiesel«, der den Geruch billigen Eau de Colognes verströmte, vervollständigte den flotten Vierer. Alle Blicke ruhten auf Scott.

»Sie haben Leute umgebracht«, antwortete Scott. »Und zwar 'ne ganze Menge.«

»Ich war, was man landläufig einen Auftragskiller nennt. Ich war« – Scanlon legte eine Kunstpause ein – »ein Mörder, den man mieten konnte.«

»In Fällen, mit denen ich nichts zu tun hatte.«

»Richtig.«

Scotts Vormittag hatte noch leidlich normal begonnen. Er hatte eine Zeugenvorladung für einen Müllabfuhr-Unternehmer aufgesetzt, der den Bürgermeister einer Kleinstadt schmierte. Reine Routinesache. Ein alltäglicher Vorgang im Gartenstaat New Jersey. Das war – wie lange her? Eine? Eineinhalb Stunden? Jetzt saß er an einem im Fußboden fest verankerten Tisch einem Mann gegenüber, der – nach Linda Morgans grober Schätzung – etwa einhundert Mitbürger kaltblütig ins Jenseits befördert hatte.

»Warum also ich?«

Scanlon wirkte wie ein alternder Playboy, jener Männertyp, der in den Fünfzigern problemlos als Galan von einer der Gabor-Schwestern durchgegangen wäre. Er war hager, fast schon ausgezehrt. Das ergraute Haar trug er glatt zurückgekämmt, die Zähne waren nikotingelb, die Haut ledern von zu viel Sonne und allzu langen Nächten in allzu vielen zwielichtigen Etablissements. Niemand im Raum kannte seine wahre Identität. Bei seiner Verhaftung trug er einen argentinischen Pass bei sich, der auf den Namen Monte Scanlon – Alter 51, ausgestellt war. Das Einzige, was daran stimmte, war vermutlich das Alter. Seine Fingerabdrücke waren in der Datenbank des National Crime Information Centers nicht erfasst. Bei der biometrischen Gesichtserkennung hatte der Computer eine dicke, fette Null ausgespuckt.

»Wir sollten uns allein unterhalten.«

»Sie gehören gar nicht in meinen Zuständigkeitsbereich«, beharrte Scott. »Das ist Sache der Frau Bundesstaatsanwältin.«

»Hier geht es um eine Sache, die sie nicht tangiert.«

»Aber mich? Inwiefern?«

Scanlon beugte sich vor. »Was ich Ihnen zu sagen habe, stellt Ihr Leben auf den Kopf.«

Scott versuchte, weder Spott noch Skepsis zu zeigen. Die Denkweise von Kriminellen hinter Gittern war ihm nur allzu vertraut – ihre trickreichen Manöver, ihr Verlangen nach Nervenkitzel, ihre Suche nach einem Ausweg, ihr aufgeblasenes Selbstbewusstsein. Linda Morgan schien seine Gedanken zu erraten, denn sie warf ihm einen warnenden Blick zu. Monte Scanlon, so hatte sie ihm unterbreitet, hatte über einen Zeitraum von gut dreißig Jahren für einige Mafia-Familien gearbeitet. Die Kollegen vom Dezernat für das organisierte Verbrechen waren mehr als scharf auf Scanlons Kooperation. Doch seit seiner Verhaftung hatte der Mann konsequent geschwiegen. Bis heute Morgen.

Was wiederum Scott auf den Plan gebracht hatte.

»Ihr Boss«, begann Scanlon und deutete mit dem Kinn auf Linda Morgan, »hofft inständig, dass ich mich kooperativ zeige.«

»Ihnen blüht die Giftspritze«, entgegnete Morgan, die weiterhin um Lässigkeit bemüht war. »Nichts, was Sie sagen oder tun, wird daran etwas ändern.«

Scanlon grinste. »Aber nicht doch. Ihr habt doch viel mehr Muffensausen, dass euch meine Informationen durch die Lappen gehen, als ich vor dem Tod.«

»Na wunderbar. Wieder mal einer von den Kandidaten, die keine Angst vor dem Tod haben.« Sie stieß sich von der Wand ab. »Wissen Sie was, Monte? Die ganz harten Jungs sind immer die ersten, die sich in die Hose machen, sobald wir sie auf die Trage schnallen.«

Scott versagte sich jeden Kommentar in Richtung seiner Vorgesetzten. Scanlon grinste unbeeindruckt weiter, ohne den Blick von Scott zu wenden. Scott gefiel nicht, was er in diesen Augen sah. Abgesehen von dem zu erwartenden schwarzen, kalten Glitzern war da – vielleicht bildete er es sich auch nur ein – etwas jenseits der routinierten Ausdruckslosigkeit. Eine Bitte? Scott konnte sich diesem Blick nicht entziehen. Vielleicht Bedauern?

Möglicherweise gar Reue?

Scott sah zu Linda auf und nickte. Sie runzelte die Stirn. Scanlon hatte die erste Runde gewonnen. Linda berührte einen der Muskelmänner leicht an der Schulter und bedeutete den beiden, den Raum zu verlassen. Scanlons Anwalt erhob sich und brach zum ersten Mal sein Schweigen. »Alles, was er jetzt sagt, kann nicht gegen ihn verwendet werden.«

»Weichen Sie den Herrschaften nicht von der Seite«, befahl Scanlon ihm. »Möchte sicher sein, dass sie nicht mithören.«

Der Rechtsverdrehler griff nach seinem Aktenkoffer und folgte Linda Morgan zur Tür. Kurz darauf waren Scott und Scanlon allein. Im Film gehört alle Macht den Killern. Im wirklichen Leben gestaltet sich das etwas differenzierter. Da sind sie keine Entfesse-

lungskünstler, die sich mitten in einem Hochsicherheitstrakt ihrer Ketten entledigen. Außerdem wusste Scott, dass die beiden Fleischberge von Wärtern hinter der verspiegelten Glasscheibe standen und jede Bewegung verfolgten. Die Sprechanlage allerdings blieb auf Scanlons ausdrücklichen Wunsch abgeschaltet.

Scott deutete seinem Gegenüber mit einem Schulterzucken ein fragendes *Also?* an.

»Ich bin kein gewöhnlicher Auftragskiller.«

»Was Sie nicht sagen.«

»Ich habe meine Prinzipien.«

Scott schwieg abwartend.

»Ich töte nur Männer.«

»Donnerwetter!«, bemerkte Scott. »Bin tief beeindruckt.«

Scanlon ignorierte den Sarkasmus. »Das ist Regel Nummer eins. Ich bringe nur Männer um. Keine Frauen.«

»Hm, ich hab's schon beim ersten Mal begriffen. Verraten Sie mir eines – Ihre Regel Nummer zwei, lautet die vielleicht, dass Sie Frauen erst nach dem dritten Rendezvous abservieren?«

»Halten Sie mich für ein Monster?«

Scott zuckte die Schultern, als läge die Antwort auf der Hand.

»Sie halten nichts von meinen Regeln?«

»Was für Regeln? Sie bringen Leute um. Sie erfinden diese so genannten Regeln doch nur, um sich einen Anschein von Menschlichkeit zu geben.«

Scanlon schien zu überlegen. »Möglich«, räumte er ein. »Meine männlichen Opfer waren Abschaum. Abschaum hat mich angeheuert, Abschaum zu vernichten. Ich bin nichts weiter als ein todbringendes Werkzeug, eine Waffe.«

»Eine Waffe?«, wiederholte Scott.

»Richtig.«

»Einer Waffe ist es piepegal, wer durch sie stirbt, Monte. Männer, Frauen, Omas, kleine Kinder. Eine Waffe macht da keine Unterschiede.«

Scanlon lächelte. »Touché.«

Scott strich mit den Handflächen über seine Hosenbeine. »Sie haben mich doch nicht herbestellt, um mir einen Vortrag über Ethik zu halten, oder? Also, was wollen Sie?«

»Sie sind ein geschiedener Mann, Scott.«

Er sagte nichts.

»Keine Kinder, Trennung in beiderseitigem Einvernehmen, der Ex noch immer freundschaftlich verbunden.«

»Was soll das?«

»Ich versuche, Ihnen etwas begreiflich zu machen.«

»Was denn bitte?«

Monte senkte den Blick. Aber nur für einen Moment. »Was ich Ihnen angetan habe.«

»Ich kenne Sie nicht mal.«

»Aber ich Sie. Schon ziemlich lange.«

Scott nahm es schweigend hin. Er starrte auf die verspiegelte Glasscheibe. Linda Morgan stand mit Sicherheit dahinter und versuchte zu erraten, worüber sie sich unterhielten. Sie brauchte Informationen. Er überlegte, ob sie möglicherweise den Raum verwandt hatten. Vermutlich. In jedem Fall lohnte es sich, Scanlon bei der Stange zu halten.

»Sie sind Scott Duncan. Alter 39. Juraexamen an der Columbia University. Sie könnten als Anwalt in der freien Wirtschaft wesentlich mehr Geld verdienen, aber das langweilt Sie. Sie arbeiten seit 6 Monaten bei der Staatsanwaltschaft des Staates New Jersey. Ihre Eltern sind vergangenes Jahr nach Miami gezogen. Sie hatten eine Schwester. Aber die ist gestorben. Als sie noch auf dem College war.«

Scott verlagerte unruhig sein Gewicht. Scanlon musterte ihn aufmerksam.

»Ist das alles?«

»Wissen Sie, wie mein Geschäft funktioniert?«

Themenwechsel. Scott wartete einen Herzschlag lang. Scan-

lon spielte mit ihm, versuchte ihn zu verunsichern oder irgend-einen ähnlichen Blödsinn. Scott hatte nicht die Absicht, darauf hereinzufallen. Was er über Scotts Familienverhältnisse »enthüllt« hatte, war kaum beeindruckend. Mit einigen geschickten Anrufen hätte das jeder herausfinden können.

»Nein. Aber Sie werden's mir sicher gleich sagen!«, antwortete Scott.

»Nehmen wir mal an, Sie möchten jemanden aus dem Weg haben«, begann Scanlon.

»In Ordnung.«

»Sie rufen einen Freund an, der einen Freund kennt, der wiederum einen Freund hat, der mit mir Kontakt aufnehmen kann.«

»Und nur dieser letzte Freund weiß, wer Sie sind?«

»So ungefähr. Ich hatte immer nur einen Verbindungsmann. Aber auch was ihn betraf, war ich vorsichtig. Ich habe ihn nie persönlich getroffen. Wir haben Codenamen benutzt. Die Bezahlung erfolgte stets auf Konten in Übersee. Für jede, sagen wir, Transaktion habe ich ein neues Konto eröffnet und es wieder geschlossen, sobald die Transaktion erfolgt war. Können Sie mir folgen?«

»So schwierig ist das nicht«, antwortete Scott.

»Stimmt. Heutzutage läuft alles per E-Mail. Ich melde vorübergehend eine E-Mail-Adresse bei Hotmail oder Yahoo oder wem auch immer an. Nichts, was man zurückverfolgen könnte. Aber selbst wenn – selbst wenn jemand herausfinden sollte, wer die E-Mail geschickt hat, würde das nichts nützen. Sämtliche E-Mails wurden von Computern in öffentlichen Bibliotheken oder Internetcafés abgeschickt und auch geöffnet. Die Tarnung war perfekt.«

Scott verkniff sich die Bemerkung, dass er trotz perfekter Tarnung letztlich im Knast gelandet war. »Und was hat das alles mit mir zu tun?«

»Darauf komme ich noch.« Scanlon kam allmählich richtig in Fahrt. Offenbar hörte er sich gern reden. »In den guten alten Zei-

ten – und damit meine ich die Zeit vor acht bis zehn Jahren – lief das ganze Geschäft noch über öffentliche Telefonzellen. Namen habe ich nie schwarz auf weiß gesehen. Sie wurden mir am Telefon genannt. Ich habe sie nur gehört.«

Scanlon hielt inne, um sich Scotts ungeteilter Aufmerksamkeit zu versichern. Sein Ton wurde eindringlicher, emphatischer. »Das ist der Punkt, Scott. Das einzige Kommunikationsmittel war das Telefon. Namen habe ich immer nur akustisch, nie schriftlich mitgeteilt bekommen.«

Er starrte Scott erwartungsvoll an. Scott begriff noch immer nicht. Also fuhr Monte fort.

»Kopieren Sie nicht, warum ich betone, dass alles übers Telefon lief?«

»Nein.«

»Weil eine Person wie ich, ein Mann mit gewissen Prinzipien, am Telefon einem Irrtum erliegen konnte.«

Scott überlegte. »Komme trotzdem nicht drauf.«

»Ich bringe keine Frauen um. Das war Regel Nummer eins.«

»Sagten Sie bereits.«

»Angenommen, ich sollte einen gewissen Billy Smith kaltmachen, nahm ich natürlich an, dass Billy ein Mann ist. Ein Billy, der mit y am Ende geschrieben wird und nicht mit ie wie bei dem gleich klingenden Frauennamen. Fällt jetzt der Groschen?«

Scott geriet ins Grübeln. Scanlon sah es. Sein Grinsen war wie weggewischt. Seine Stimme wurde leise und sanft.

»Ihre Schwester hatte ich eingangs schon erwähnt, nicht wahr, Scott?«

Scott sagte nichts.

»Wie war doch ihr Name? Geri, oder?«

Schweigen.

»Dämmert's, wo der Hund begraben liegt? Geri ist einer dieser irreführenden, zweideutigen Namen. Am Telefon nimmst du selbstverständlich an, dass er am Anfang mit einem J und am

Ende mit einem y geschrieben wird. Vor 15 Jahren habe ich so einen Anruf bekommen. Besagter Mittelsmann ...«

Scott schüttelte den Kopf.

»... gab mir eine Adresse. Ich erhielt präzise Angaben darüber, wann ›Jerry‹«, Scanlon deutete mit den Fingern Anführungszeichen an, »zu Hause sein würde.«

Die eigene Stimme schien Scott plötzlich fremd zu sein. »Es hieß, es war ein Unfall.«

»Ist bei Brandstiftung die Regel. Vorausgesetzt man versteht sein Geschäft.«

»Sie können mir viel erzählen.«

Doch dann sah Scott in diese Augen, und seine Welt geriet aus den Fugen. Bilder stürzten auf ihn ein: Geris ansteckendes Lachen, das kaum zu bändigende Haar, die Zahnklammer, die Art, wie sie ihm bei Familienfeiern die Zunge rausgestreckt hatte. Ihr erster richtiger Freund (ein Idiot namens Brad), die Katastrophe, als sie zum Abschlussball der Unterstufe keinen Begleiter gefunden hatte, ihre Aufnahme ins College.

Scott fühlte, wie seine Augen feucht wurden. »Sie war erst einundzwanzig.«

Keine Reaktion.

»Und warum?«

»Hintergründe interessieren mich nicht, Scott. Ich bin nur ein Auftrags...«

»Das meine ich nicht.« Scott sah auf. »Mich interessiert, warum Sie mir das jetzt erzählen?«

Scanlon betrachtete sich eingehend im Spiegel. Seine Stimme klang ruhig. »Kann sein, dass Sie Recht hatten.«

»Recht? Womit?«

»Mit dem, was Sie vorhin gesagt haben.« Er wandte sich erneut Scott zu. »Nachdem alles gesagt und alles getan ist, brauche ich vielleicht die Illusion, ein Mensch zu sein.«

Drei Monate später

1

Bruchstellen entstehen aus heiterem Himmel, diese tiefen Zäsuren in deinem Leben, die dir wie ein Messer ins Fleisch schneiden. Im einen Moment ist es noch dein Leben, im nächsten Augenblick findest du es wie durch den Fleischwolf gedreht, bis zur Unkenntlichkeit verändert. In seine Einzelteile zerlegt, ausgeweidet wie ein Stück Wild. Und dann gibt es noch jene Momente, in denen sich dein Leben einfach aufdröselte wie ein Strickpullover. So als habe jemand an einem losen Faden gezogen. Die Veränderung vollzieht sich anfangs nur langsam, beinahe unmerklich.

Für Grace Lawson begann alles im Fotogeschäft.

Sie hatte schon beinahe die Klinke der Ladentür in der Hand, als sie eine entfernt bekannt klingende Stimme vernahm. »Warum kaufst du dir keine Digitalkamera, Grace?«

Grace wandte sich der Frauenstimme zu. »Für diese technischen Neuheiten bin ich zu dämlich.«

»Aber ich bitte dich! Digitale Technik ist ein Kinderspiel.« Die Frau hob die Hand und schnippte mit den Fingern. »Digitalkameras sind so was von bequem. Missglückte oder überflüssige Aufnahmen löscht man einfach. Wie Computerdateien. Bei unseren Weihnachtskarten zum Beispiel. Du glaubst es nicht, wie viele Fotos Barry geschossen hat, weil Blake gerade die Augen zugekniffen oder Kyle sich weggedreht hatte. Aber je mehr du machst, sagt Barry, desto sicherer kannst du sein, ein paar brauchbare zu finden. Und wo er Recht hat, hat er Recht, oder?«

Grace nickte. Sie versuchte sich erfolglos an den Namen der

Frau zu erinnern. Ihre Tochter – Blake vermutlich – ging wahrscheinlich mit Graces Sohn Max in die erste Klasse. Oder war es das letzte Jahr im Kindergarten gewesen? Sie hatte Mühe, nicht den Faden zu verlieren. Graces Lächeln gefror allmählich zur Maske. Blakes Mutter war nicht unsympathisch, ging jedoch in der Masse der anderen unter. Und Grace fragte sich in diesem Moment nicht zum ersten Mal, ob das mittlerweile nicht auch auf sie zutraf, ob sie nicht ebenfalls eingetaucht war in das Meer vorstädtischer Einförmigkeit, ob ihre einst durchaus starke Individualität auf der Strecke geblieben war.

Der Gedanke war alles andere als ein sanftes Ruhekissen.

Blakes Mutter erging sich weiterhin in Elogen auf die Wunder des digitalen Zeitalters. Graces im Lächeln erstarrte Gesichtsmuskeln schmerzten. Sie warf einen Blick auf die Uhr und hoffte, die High-Tech-Mutter würde den Wink verstehen. 14 Uhr 45. Emma hatte nach dem Unterricht Training mit dem Schwimmteam, aber den Fahrdienst hatte heute eine andere Mutter.

»Wir sollten uns mal treffen«, sagte Blakes Mutter jetzt weniger aufgeregt. »Zusammen mit Jack und Barry. Die beiden würden sich sicher verstehen.«

»Absolut.«

Grace nutzte die Atempause, um der anderen zuzuwinken, die Tür des Fotogeschäfts zu öffnen und hineinzuschlüpfen. Die Glastür schnappte mit einem »Klack« hinter ihr zu und löste einen Klingelton aus. Beißender Chemiegeruch stieg ihr in die Nase. Er erinnerte an Alleskleber. Sie fragte sich flüchtig nach den Langzeitschäden einer Arbeit in dieser Umgebung und empfand es schon ärgerlich genug, dem auch nur kurzzeitig ausgesetzt zu werden.

Der junge Mann hinter der Ladentheke, der offenbar hier arbeitete – wobei »arbeiten« in diesem Fall eine übertrieben höfliche Umschreibung war – trug einen spärlichen, weißen Kinnbart, Haare von einer Farbe, neben der jede Kinderkreide ver-

blasste, und so viele Piercings, dass er ohne weiteres als Windorgel hätte durchgehen können. Über seinen Nacken schlängelte sich ein Kabel zu den Ohrhörern. Die Musik hämmerte so laut, dass sie noch in Graces Brust widerhallte. Seine Tätowierungen waren zahlreich. Auf der einen stand STONE. Auf der anderen KILLJOY. Grace hätte ihm gern eine dritte mit FAULENZER verpasst.

»Darf ich stören?«

Er hob nicht einmal den Kopf.

»Verzeihung!«, sagte sie etwas lauter.

Wieder keine Reaktion.

»Haben Sie was an den Ohren?«

Diesmal hatte sie seine Aufmerksamkeit erregt. Er sah sie an. Seine Augen wurden schmal. Er fühlte sich ganz offenbar gestört. Widerwillig zog er die Ohrhörer heraus. »Kontrollabschnitt?«

»Wie bitte?«

»Kontrollabschnitt.«

Ach so. Grace reichte ihm den Abschnitt. Sauerkrautbart fragte nach ihrem Namen.

Sauerkrautbart – Grace gefiel der Spitzname immer besser – blätterte einen Kasten mit Fototüten durch, bevor er eine davon herauszog. Er riss den passenden Kontrollabschnitt ab und nannte einen exorbitanten Preis. Sie reichte ihm einen Gutscheincoupon, den sie mühsam aus ihrer Geldbörse ausgegraben hatte, und beobachtete, wie sich der Preis auf ein vernünftiges Maß reduzierte.

Der junge Mann reichte ihr die Fototüte. Grace bedankte sich, doch ihr Gegenüber hatte längst die Ohrhörer wieder eingesteckt. Sie winkte ihm zu. »Danke für die zuvorkommende Bedienung«, murmelte sie. »Ich werde Sie weiterempfehlen.«

Sauerkrautbart gähnte und vertiefte sich erneut in seine Zeitschrift. Wahrscheinlich die neueste Ausgabe des Magazins für HIGH-TECH-FAULENZER.

Grace trat auf den Bürgersteig hinaus. Die Luft war kühl. Der

Herbst hatte den Sommer mit einem einzigen heftigen Sturm weggefegt. Das Laub hatte sich noch kaum verfärbt, und doch lag schon ein gewisses Prickeln in der Luft. In den Schaufensterdekorationen zeigten sich zum Teil bereits Vorboten von Halloween. Ihre Tochter Emma, in der dritten Klasse der Grundschule, hatte Jack überredet, einen fast zwei Meter großen aufblasbaren »Homer-Simpson-als-Frankenstein«-Ballon zu kaufen. Er sah, das musste sie zugeben, großartig aus. Ihre Kinder liebten *Die Simpsons*, was zu der Annahme verleitete, dass sie und Jack trotz bester Absichten bei der Erziehung nicht allzu viel falsch gemacht hatten.

Grace hätte den Umschlag mit den Fotos am liebsten sofort geöffnet. Es war immer aufregend, die Ausbeute eines neuen Films zu begutachten. Es war ein Gefühl wie beim Öffnen einer Wundertüte, wie die gespannte Erwartung des Postboten, selbst wenn dann doch nur Rechnungen ins Haus flatterten. Digitale Fotografie konnte das trotz aller Vorzüge nicht bieten. Doch Grace musste sich gedulden. Die Schule war gleich zu Ende.

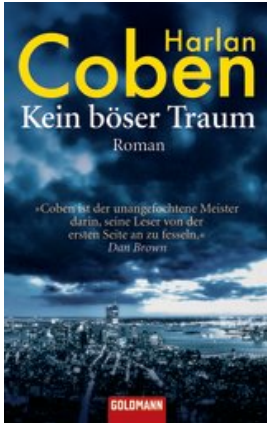
Als ihr Saab die Heights Road hinaufkletterte, machte sie einen kleinen Umweg, der sie am Aussichtspunkt über die Stadt vorbeiführte. Von der Anhöhe aus konnte man die Skyline von Manhattan überblicken. Besonders nachts, wenn sie sich wie Diamanten auf schwarzem Samt aufgereiht präsentierte, ein Erlebnis. Nostalgische Sehnsucht regte sich in ihr. Sie liebte New York City. Bis vor vier Jahren war dieses wunderbare Eiland ihr Zuhause gewesen. Sie hatten ein Loft in der Charles Street im Village besessen. Jack hatte in der Forschungsabteilung einer großen pharmazeutischen Firma gearbeitet. Sie hatte in der Wohnung ihr Atelier gehabt, gemalt und verächtlich auf ihre Geschlechtsgenossinnen in den Vorstädten herabgeblickt, auf all die Frauen mit ihren Suburbans und Kordhosen und ihren auf Kleinkinder beschränkten Gesprächen. Mittlerweile war sie eine von ihnen.

Grace parkte wie alle anderen Mütter an der Rückseite der Schule. Sie schaltete den Motor aus, griff nach dem Umschlag mit den Fotos und riss ihn auf. Der Film war vergangene Woche auf ihrem jährlichen Ausflug zur Apfelernte nach Chester aufgenommen worden. Jack hatte wie besessen fotografiert. Er sah sich gern in der Rolle des Familienfotografen, hielt es für seine Vaterpflicht, für eine Aufgabe, für die sich ein Vater zum Wohle der Familie opfern musste.

Das erste Foto zeigte Emma, ihre acht Jahre alte Tochter, und Max, ihren sechsjährigen Sohn, hoch oben auf dem Heuwagen, die Schultern hochgezogen, die Wangen vom Wind gerötet. Grace hielt inne. Starrte auf das Bild. Schauer von – ja tatsächlich von Mutterglück, primitiv und evolutionär zugleich, liefen ihr in Wellen über den Rücken. So ist das mit Kindern. Es sind die kleinen Dinge des Lebens, die unter die Haut gehen. Eigentlich war es an jenem Tag für einen Ausflug viel zu kalt gewesen. Sie hatte geahnt, dass die Obstplantage überlaufen sein würde, und eigentlich zu Haus bleiben wollen. Jetzt, angesichts dieses Fotos, verstand sie ihre dämlichen Vorbehalte selbst nicht mehr.

Die übrigen Mütter sammelten sich am Zaun, plauderten und trafen Verabredungen für ihre Kinder. Sie lebten im 21. Jahrhundert, im post-feministischen Amerika, und dennoch waren unter den gut achtzig Erwachsenen, die hier auf ihre Sprösslinge warteten, nur zwei Väter. Der eine war, soviel sie wusste, seit über einem Jahr arbeitslos. Man sah es in seinen Augen, an seinem langsamen, gebeugten Gang, der nachlässigen Rasur. Der andere arbeitete als freiberuflicher Journalist und frönte dem Zwang, die Mütter unterhalten zu müssen. Vielleicht aus Einsamkeit. Sie wusste es nicht.

Jemand klopfte an ihr Wagenfenster. Grace blickte auf. Cora Lindley, ihre beste Freundin in der Stadt, machte ihr ein Zeichen, die Türverriegelung zu lösen. Grace drückte auf den Knopf. Cora glitt auf den Beifahrersitz.



Harlan Coben

Kein böser Traum

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-08438-7

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2012

Grace Lawson will nur die Schnapsschüsse vom letzten Familienausflug durchsehen, als plötzlich ihr ganzes bisheriges Leben aus den Fugen gerät. Denn ein Foto passt nicht zu den übrigen, es scheint vor ungefähr 20 Jahren aufgenommen worden zu sein und zeigt lauter Unbekannte – bis auf eine Person: ihren Ehemann Jack. Dann verschwindet Jack, und alle Spuren führen Grace an einen Ort, den sie nur aus ihren bösen Träumen kennt ...